

Oldenburger Universitätsreden

Vorträge · Ansprachen · Aufsätze

herausgegeben von
Sabine Doering und Hans-Joachim Wätjen

In der Reihe *Oldenburger Universitätsreden* werden unveröffentlichte Vorträge und kürzere wissenschaftliche Abhandlungen Oldenburger Wissenschaftler und Gäste der Universität sowie Reden und Ansprachen, die aus aktuellem Anlass gehalten werden, publiziert.

Die *Oldenburger Universitätsreden* wurden seit 1986 bis zur Nummer 175 herausgegeben von Prof. Dr. Friedrich W. Busch, Fakultät I Erziehungs- und Bildungswissenschaften, und – bis zur Nummer 124 – vom Ltd. Bibliotheksdirektor Hermann Havekost, Bibliotheks- und Informationssystem der Universität.

Die Veröffentlichungen stellen keine Meinungsäußerung der Universität Oldenburg dar. Für die inhaltlichen Aussagen tragen die jeweiligen Autorinnen und Autoren die Verantwortung.

Anschriften der Herausgeber:

Prof. Dr. Sabine Doering
Fakultät III
Institut für Germanistik
Postfach 25 03
26111 Oldenburg
Telefon: 0441/798-3049
Telefax: 0441/798-2399
E-Mail:

sabine.doering@uni-oldenburg.de

Ltd. Bibl. Dir. Hans-Joachim Wätjen
Informations-, Bibliotheks- und
IT-Dienste der Universität Oldenburg
Postfach 25 41
26015 Oldenburg
Telefon: 0441/798-4010
Telefax: 0441/798-4040
E-Mail:

hans.j.waetjen@uni-oldenburg.de

Redaktionsanschrift:

Oldenburger Universitätsreden
Informations-, Bibliotheks- und
IT-Dienste der Universität Oldenburg
z. H. Frau Barbara Šíp (BIS-Verlag)
Postfach 25 41
26015 Oldenburg
Telefon: 0441/798-2261
Telefax: 0441/798-4040
E-Mail: bisverlag@uni-oldenburg.de

Nr. 193

Susanne Leinemann

**Ein essayistischer Blick
von West nach Ost**

Natascha Kaßner

**Wendezeiten.
Künstlerische Interpretationen
zu Mauerfall und deutscher Einheit
in der Kinder- und Jugendliteratur**

2010

Inhalt

Vorwort	5
Ute Dettmar Grußwort	9
Susanne Leinemann Ein essayistischer Blick von West nach Ost	13
Natascha Kaßner Wendezeiten. Künstlerische Interpretationen zu Mauerfall und deutscher Einheit in der Kinder- und Jugendliteratur - Eine Einführung zu den Arbeiten anlässlich der Ausstellungs- eröffnung	25
Die Autorinnen	37

VORWORT

Die vorliegende Ausgabe der Oldenburger Universitätsreden dokumentiert die Eröffnungsveranstaltung am 8. November 2009 zur Ausstellung *„Wendezzeiten – Künstlerische Interpretationen zu Mauerfall und deutscher Einheit in der Kinder- und Jugendliteratur“* und in ausgewählten Beispielen auch einige der künstlerischen Arbeiten selbst, die im Rahmen dieser Ausstellung zur Oldenburger Kinder- und Jugendbuchmesse (KIBUM) gezeigt wurden.

Die beiden KIBUM-Veranstalter, die Stadt und die Universität Oldenburg, hatten den 20. Jahrestag des Mauerfalls zum Anlass genommen, unter dem Motto *„Checkpoint KIBUM 2009“* das Ende der ehemaligen DDR sowie die Wiedervereinigung, die Erfahrungen der Nachwendezeit und die gegenwärtige Kinder- und Jugendliteraturszene Ostdeutschlands aufzubereiten. In einem reich gefüllten Programm von Veranstaltungen und Lesungen sowie in mehreren Ausstellungen konnten die jungen und auch die erwachsenen Besucherinnen und Besuchern der KIBUM das Ergebnis der besonders intensiven Zusammenarbeit zwischen den Akteuren aus Universität und Stadt Oldenburg zehn Tage lang wahrnehmen.

Bei der Eröffnung der Ausstellung *„Wendezzeiten“* wurde denn auch gleich mehrfach die hervorragende Kooperation in den Begrüßungen hervorgehoben, so für die Carl von Ossietzky Universität Oldenburg von deren Vizepräsident für Forschung, Prof. Dr. Dr. h.c. Hans-Jürgen Appelrath und für die Stadt Oldenburg von deren Kulturamtsleiterin, Christiane Cordes. Mit Zustimmung Beider wird auf den Abdruck der Begrüßungsansprachen verzichtet. Die in die Ausstellung und das KIBUM-Thema einleitende Begrüßung von Prof. Dr. Ute Dettmar, die seitens der Universität das Projekt hauptverantwortlich geleitet hatte und die zugleich Direktorin der Oldenburger Forschungsstelle für Kinder- und Jugendliteratur der Universität Oldenburg (kurz: OlFoKi) ist, wird am Anfang der Dokumentation abgedruckt.

Ute Dettmar verweist in ihrer Einführung auch auf das bereits vor der KIBUM durchgeführte wissenschaftliche Rahmenprogramm, das mit einer interdisziplinären Tagung unter dem Titel „Grenzenlos“ die Wende und die Nachwende in Literatur und Medien behandelte. Auf den Tagungsband, der Mitte dieses Jahres erscheinen soll, sei hier verwiesen.

Für den Hauptvortrag konnte zur Ausstellungseröffnung die in Berlin arbeitende Journalistin und Schriftstellerin Susanne Leinemann gewonnen werden, deren 2002 erschienenes Buch „Aufgewacht. Mauer weg“ bis heute viel diskutiert und gelobt wird. In ihrem Vortrag ging sie von der weiterhin andauernden „deutsch-deutschen Interesselosigkeit“ aus, die auch durch die üblichen Gedenkveranstaltungen und Appelle nicht verändert werde. Als Grund hierfür bietet Susanne Leinmann eine schlichte Erklärung an: *„Es fehlen die Emotionen. ... die Leidenschaft.“* In den unterschiedlichen deutsch-deutschen Erfahrungen und Begegnungen beschreibt sie ihre Gefühle bis hin zu dem sie besonders stark bewegendem historischen Ereignis des Mauerfalls, das sie die Veränderbarkeit scheinbar unveränderbarer Verhältnisse als *„unglaubliche Erfahrung“* erleben ließ. Leinemann fordert dazu auf, dieser einfachen historischen Erfahrung zu vertrauen und den 9. November 1989 im Rückblick emotional zu genießen, *„ohne wiederum pflichtschuldig darüber nachzudenken, dass wir uns eigentlich öfters damit beschäftigen müssten“*.

Die eigentliche Ausstellung steht im Mittelpunkt des dritten Beitrages. Natascha Kaßner, die das Konzept der Ausstellung mit ihren Studierenden im Seminar erarbeitet hat, stellt in ihrem Beitrag die Entstehung, die Konzeption und einzelne der ausgestellte studentischen Arbeiten vor. Die deutsche Teilung, der Mauerfall und die jugendliterarische Behandlung der Thematik werden in den Ausstellungsräumen künstlerisch auf vielfältige Weise inszeniert. Die formale Vielfalt der künstlerischen Umsetzungen hätte dabei größer nicht sein können und entspricht dem breiten Spektrum zeitgenössischer Kunst – von Montagen, über die Fotografie, die Videokunst bis hin zu großen Rauminstallation. Die wenigen von Natascha Kaßner für die Einführung ausgewählten Farbabbildungen können nur einen kleinen Ausschnitt der künstlerischen Produktivität und des Ideenreichtums der

Studierenden wiedergeben. Vielleicht könnten die Arbeiten der Öffentlichkeit auch online weiterhin dokumentiert erhalten bleiben.

Die Ausstellung „Wendezeiten“ zeigte mit den künstlerischen Arbeiten der Studierenden des Faches Bildende Kunst und Medien nicht nur vielfältige Möglichkeiten der inhaltlichen Auseinandersetzung mit der Thematik „Wendezeiten“, sondern sie bot zugleich einen idealen räumlichen Rahmen für die die Ausstellung begleitenden Lesungen in der Jugendliteraturreihe „(P)Ost-West“. Diese wurden ebenfalls von der OlFoKi unter Leitung von Prof. Dr. Ute Dettmar und Dr. Mareile Oetken, vorbereitet in literaturwissenschaftlichen Seminaren, in bester Kooperation mit Regina Peters vom Kulturamt der Stadt Oldenburg organisiert.

Oldenburg, im April 2010

Hans-Joachim Wätjen

UTE DETTMAR

Grußwort

Es ist in diesen Tagen kaum zu übersehen: Wir haben unser Thema auch aus aktuellem Anlass gewählt, dem 20. Jahrestag des Mauerfalls, der am 9.11.2009 gefeiert wurde. Wie sehr Medien, und vor allem Bilder, unsere Erinnerung prägen, wird selten so augenfällig, wie in diesem Fall des Mauerfalls: Auf paradoxe Weise scheint das Ereignis bereits entfernt zu liegen; die Spuren der Teilung sind – zumindest an der Oberfläche – kaum noch sichtbar, selbst in Berlin lässt sich nur noch an wenigen Stellen ahnen, wo die Mauer stand und über den ehemaligen Todesstreifen ist tatsächlich Gras gewachsen. Aus dem Sperrgebiet entlang der Grenzanlagen ist ein Naturschutzgebiet geworden; das so genannte grüne Band zieht sich nun entlang dem ehemaligen Grenzverlauf von der Ostsee bis nach Hof durch Deutschland. Zugleich sind die Bilder vom Mauerfall, die jetzt auf allen Kanälen und in allen Medien, zu sehen sind, seltsam vertraut – fast jeder hat sie im Kopf und verbindet sie mit eigenen Erinnerungen und Geschichten. Dass man die Ereignisse vor dem Fernseher verfolgt hat, oder per Anruf dorthin gerufen wurde und fassungslos zugeschaut hat, was sich da vor den Augen abspielt, ist eine gemeinsame Erinnerung vieler Zeitzeugen. Auch bei denjenigen, die dabei waren, überlagern sich inzwischen Erlebnisse, Erinnerungen und Bilder. Den nachfolgenden Generationen werden die historischen Ereignisse, Erfahrungen, auch das Wissen über die Realitäten der Teilung, die Transformations- und Einigungsprozesse oftmals weniger durch persönliches Erzählen als durch Medien, auch durch die Kinder- und Jugendliteratur, vermittelt, die so Vorstellungen prägen, von dem was war und ist.

Auf die bildungs- und kulturpolitische Bedeutung der Vergegenwärtigung und Reflexion dieser historischen Ereignisse und der deutsch-deutschen Geschichte ist vielfach hingewiesen worden.

Dies hat die gemeinsame Entscheidung von Stadt und Universität für dieses Thema der diesjährigen KIBUM mitbestimmt, die sich unter dem Motto *Checkpoint KIBUM* schwerpunktmäßig mit der kinder- und jugendliterarischen Verarbeitung von Wende und Mauerfall, aber auch mit der Literatur der DDR und der gegenwärtigen Kinder- und Jugendliteraturszene Ostdeutschlands beschäftigt. Als Forschungsstelle Kinder- und Jugendliteratur der Carl von Ossietzky Universität (OlFoKi) interessieren wir uns darüber hinaus genauer für die Erzählweisen, die Deutungsmuster, die sich mit der Darstellung verbinden. Wie wird im zeitlichen Abstand zurückgeschaut auf die DDR, die Lebensrealitäten und die politischen Verhältnisse, wie wird mit Geschichten Geschichte erzählt, welche Ansichten vom vereinten Deutschland werden hier vermittelt?

„Man muß es schon selbst erlebt haben, um es nicht zu verstehen“ – so begegnet der Ostvertreter in Jens Sparschuhs Roman *Der Zimmerspringbrunnen* seinem ziemlich ignoranten Westkollegen, der sich gar nicht vorstellen kann, dass und wie ein Leben in der DDR überhaupt möglich war.¹ Und er bringt dabei nicht nur die Kommunikationsschwierigkeiten zwischen Ost und West, sondern auch das grundsätzliche Vermittlungsproblem der Kinder- und Jugendliteratur auf den Punkt: Sie wendet sich an Generationen, die mit den dargestellten Ereignissen keine eigenen Erfahrungen und Erlebnisse verbindet. Es ist inzwischen eine Reihe von zeitgeschichtlichen Texten zum Thema DDR, Wende- und Nachwendezeiten erschienen, vom Pixibuch über Comics bis hin zum Jugendroman. Damit sich jeder ein eigenes Bild von den ganz unterschiedlichen literarischen Darstellungsformen machen kann, ist einer der Ausstellungsräume zum Leseraum gemacht worden: Hier sind fast 170 Titel zusammengestellt worden, in die man hinein blättern, hinein lesen kann.

Die Forschungsstelle Kinder- und Jugendliteratur ist den Fragen nach der Vermittlung von Fakten und Fiktionen, nach Standpunkten und Orten des Erzählens in diesem Jahr mit unterschiedlichen Aktivitäten nachgegangen. Bereits im Vorfeld

1 Jens Sparschuh: *Der Zimmerspringbrunnen. Ein Heimatroman*. Frankfurt am Main: Büchergilde Gutenberg 1996, S. 120.

der KIBUM haben wir im September die interdisziplinäre Tagung *Grenzenlos* organisiert, die der Darstellung von Wende und Nachwende in Literatur und Medien nachgegangen ist. Sie ist als vorgezogenes wissenschaftliches Rahmenprogramm zur diesjährigen KIBUM zu verstehen. Fragen der Erinnerungskultur, von Generationendiskursen in Ost und West und der Deutschlandbilder in europäischen Literaturen standen im Mittelpunkt dieser wissenschaftlichen Auseinandersetzung. Zudem gab es in diesem Jahr verschiedene Seminare in der Literaturwissenschaft und in der Kunst, die sich mit dem Thema beschäftigt haben. Im Zentrum standen die jüngeren Generationen, als Adressaten, aber auch als Autorinnen und Autoren, die die historischen Umbrüche als Kinder und Jugendliche erlebt haben und nun rückblickend den eigenen Prägungen und Erinnerungen nachgehen. Es sind vor allem jüngere ostdeutsche Autorinnen und Autoren wie Jana Hensel, Claudia Rusch, Robert Ide und Jakob Hein, die zwischen naiv-nostalgischem Kinderblick, ironischen Brechungen und reflektierter Auseinandersetzung ganz unterschiedliche Erzählweisen finden. Wir freuen uns sehr, dass Susanne Leinemann zu uns gekommen ist, um die Ausstellung zu eröffnen, denn sie ist eine der ganz wenigen Autoren, die aus westdeutscher Perspektive danach fragen, welche Bedeutung der Mauerfall für sie und für ihre Generation hatte. Ihren 2002 erschienenen Text, der eigene Erinnerungen mit dem Porträt ihrer Generation verbindet, hat sie bezeichnenderweise unter den Titel *Aufgewacht, Mauer weg!* gestellt – was bereits darauf hindeutet, dass hier einige etwas verschlafen haben. Für die Wiedervereinigung hatte der Erfinder der Generation Golf, Florian Illies, nur einen Kommentar übrig: „Jede Fusion hat ihre Verlierer.“²

Aus der angesprochenen interdisziplinären Zusammenarbeit zwischen der Literaturwissenschaft, die Texte ausgewählt und analysiert hat, und dem Fach Kunst und Medien, wo die künstlerischen Inszenierungen erarbeitet wurden, ist diese Ausstellung entstanden. Das Konzept wird die künstlerische Leiterin, Natascha Kaßner, im Anschluss vorstellen. Gerade war in einem Bericht zu sehen, dass am 9.11. die Mauer in Paris wieder aufge-

2 Florian Illies: *Generation Golf. Eine Inspektion*. Berlin: Argon, 7. Aufl. 2000, S. 193.

baut wird. Und zwar aus Schokolode, so dass sie genussvoll zum Einsturz gebracht werden kann. Essbar sind die Objekte in unserer Ausstellung nicht; aber es sind, wie ich finde interessante Formen gefunden worden, Texte und historische Momente zu versinnlichen, zu versinnbildlichen.

Mein Dank gilt allen, die an der Ausstellung mitgewirkt haben: Den Studierenden der Germanistik für ihre Vorarbeiten, aber vor allem den Studierenden der Kunst, die die Ausstellung gestaltet haben. Mit viel Einsatz und einem Engagement, das weit über das übliche hinaus geht und mit Kreditpunkten nicht zu bezahlen ist. Bedanken möchte ich mich zudem bei meinen Kolleginnen: Mareile Oetken, die nicht nur in und mit Lehrveranstaltungen produktiv war, sondern maßgeblich an der Organisation mitgearbeitet hat und natürlich bei Natascha Kaßner, die das künstlerische Konzept erarbeitet und umgesetzt hat. Und schließlich gilt mein Dank der EWE-Stiftung, die die Ausstellung und das Rahmenprogramm finanziell unterstützt hat.

SUSANNE LEINEMANN

*Ein essayistischer Blick
von West nach Ost*

Diese Woche erschien die „Zeit“ mit dem provokanten Titel: „Was wisst ihr schon von unserem Leben?“ Die Schauspielerin Corinna Harfouch und der Regisseur Leander Haußmann blicken einen vorwurfsvoll vom Cover an, Angela Merkel schaut etwas milder – aber das muss sie wohl auch, als gesamtdeutsche Bundeskanzlerin, die gerne auch mal „Mutti“ genannt wird. Drinnen im Blatt, in der Hauptgeschichte zum 20-jährigen Jubiläum des Mauerfalls, wird der stumme Vorwurf beredt. Der Autor Stephan Lebert beschreibt Fotos aus der Spätphase der DDR:

„Diese Fotos dokumentieren, dass dieses Leben verschwunden ist. Sie holen in Erinnerung, dass im Osten nach der Wende die Lebensläufe explodiert sind, dass es der Osten ist, wo der Alltag auf den Kopf gestellt wurde, wo nichts blieb, wie es war. Im Westen explodierte nichts. Es blieb alles beim Alten. Man könnte also meinen, dass es Sache der Wessis wäre, neugierig darauf zu sein, wie es denn war in dieser untergegangenen Welt. Einfach aus Interesse, und sei es, um zu vergleichen, was nun der Unterschied ist zwischen einem Leben, das von Brüchen geprägt ist, und einem wohltemperierten Leben.“

Der Vorwurf ist nun klar: Die Westdeutschen, satt und zufrieden wie immer, die für Mauerfall und Einheit keinerlei Leistung erbringen mussten, sollen sich doch wenigstens die Mühe machen, ein bisschen Neugier für das andere Deutschland zu zeigen. Sich ein wenig anstrengen. Vielleicht sogar im ersten Moment ein Quäntchen Interesse heucheln – denn, so suggeriert der Artikel mit dem herausfordernden Titel „Es gab uns wirklich“, befasst man sich erst einmal mit den deutsch-deutschen Geschichten, springen sie irgendwann auf einen über. Dann endlich reden wir miteinander. Erzählen uns unsere Geschichten,

wie es in einem unsterblichen Bonmot von Wolfgang Thierse heißt. Oder, wie Stephan Lebert uns alle auffordert: „Man könnte 20 Jahre nach der Einheit über so viele interessante, komplizierte Dinge reden.“ Und besser, wir reden schnell miteinander, denn schon jetzt hätten sich viele Ostdeutsche hinter einer Schweigemauer verschanzt. Corinna Harfouch „kotzt der ganze Rummel“ um den Mauerfall an, wie sie Lebert erzählt. Sie habe keine Lust mehr, mit Westlern über das Gestern zu reden. Im Osten sei nur noch Schweigen, schreibt Lebert. Und impliziert: Bald kann alles zu spät sein, dann bleibt das Zeitfenster verschlossen, und es kommt nimmermehr zum deutsch-deutschen Dialog.

Wie schnell fühlt man sich als westdeutscher Leser nicht nur der „Zeit“ ertappt. Hat man nicht das Thema DDR/Mauerfall/Einheit viel zu sehr vernachlässigt? Stephan Lebert würde sich die nationale Achtlosigkeit wohl auch selbst vorwerfen, genau deshalb ist sein Artikel so stark. Er hat ein schlechtes Gewissen, und er macht seinen westdeutschen Lesern ein schlechtes Gewissen: Ich, du und du auch – wir alle haben versagt. Und für ein kurzen Moment möchte man nach der Lektüre auf die Straße rennen, sich den erstbesten Ostdeutschen greifen, dem man begegnet, und sagen: „Komm, ich geb’ dir einen Kaffee aus. Erzähl mir endlich deine Geschichte.“

Aber der Impuls hält nur kurz an. Der Appell verhallt – bis zum nächsten Artikel, dem nächsten Jahrestag, der nächsten Podiumsdiskussion, dem nächsten Jubiläum, der nächsten Predigt von Seite eins einer großen Zeitung. Ich kenne den Ton dieser Appelle sehr gut, ich kann solche Texte blind voraussagen, ich weiß genau, welche Wendungen sie nehmen, wie sie argumentieren, wo sie einen am Schlafittchen packen wollen. Warum? Weil sie mich begleiten, seitdem mir vor gut 25 Jahren die DDR bewusst wurde. Immer wurde appelliert, nie war das Interesse groß genug. Immer hatte der Einzelne versagt – zu Zeiten, als die Mauer noch stand, kurz nachdem sie gefallen war und in den 20 Jahren seither. Immer die gleiche Klage: Wessis, ihr interessiert euch zu wenig! Und die angesprochenen Westdeutschen senken die Augen und schämen sich ein wenig: Ich müsste, ich sollte, ich hätte, ja ich muss mich mehr bemühen.

Falls Sie auch zu der großen Gruppe Westdeutscher gehören, die sich ab und zu mal vorwerfen, zu wenig Anteil am deutsch-deutschen Thema zu nehmen; und Sie sich jedes Mal ein wenig aufraffen müssen, den inneren Schweinehund zu überwinden, damit Sie endlich mal die ersten 200 Seiten des „Turms“ lesen, das neue Buch von Joachim Gauck zur Hand nehmen oder gar mal eine Reise in die Sächsische Schweiz buchen; aber die meiste Zeit des Jahres, das müssen Sie einräumen, haben Sie sich eher wenig mit dem Thema beschäftigt – also, falls Sie dazu gehören, dann möchte ich heute versuchen, Ihnen einen Teil Ihres schlechten Gewissens zu nehmen.

Sie müssen sich nicht grämen. Ich behaupte: Das lähmende Desinteresse ist nur zum Teil ihr persönliches Problem. Ja, vielleicht trifft den Einzelnen überhaupt keine Schuld. Warum? Weil es ist, wie es ist. Weil die deutsch-deutsche Interesselosigkeit sich so dauerhaft, so hartnäckig durch das letzte Vierteljahrhundert zieht – völlig unbeeindruckt von großen Momenten wie Mauerfall und Wiedervereinigung. Egal was Unglaubliches passierte, schon wenige Wochen nach den historischen Ereignissen konnte man wieder lesen: West interessiert sich nicht wirklich für Ost. Da, wage ich zu denken, kann doch etwas nicht stimmen. Lapidar gesagt: Im Thema steckt der Wurm drin. Oder eher der Tranquilizer.

Pflichtschuldig – dieses schöne, treffende deutsche Wort fällt mir ein, wenn ich die meisten Texte zu 20 Jahren Mauerfall lese, wenn ich die Veranstaltungsprogramme sehe und die Bücher durchblättere, die in diesem Jahr zum Anlass erschienen sind. Pflichtschuldig – so waren Veranstaltungen zur DDR und später zu Ost-West immer. Pflichtschuldig, das heißt: Es wird von mir erwartet, dass ich mich für das Thema interessiere, das gern auch als „schwieriges Thema“ moralisch aufgeladen wird. Es ist etwas von Pflicht und Schuld darum, etwas Gewolltes und Gesolltes. Es war, ist und bleibt immer irgendwie anstrengend, sich damit zu beschäftigen. Und das mühevollste Interesse, das kurzzeitig am jeweils anderen Deutschland gezeigt wird, es verbrennt schnell wie ein Strohfeuer. So treten wir dauerhaft auf der Stelle: „Man könnte über so viele interessante, komplizierte Dinge reden“, schreibt Lebert. Das behaupten wir jetzt seit über 20 Jah-

ren – aber wir reden offensichtlich nicht über sie. Warum nicht? Weil das Interesse in gewisser Weise künstlich erzeugt ist. Eben Pflichtschuldig.

Ich biete Ihnen jetzt eine Erklärung an, warum das deutsch-deutsche Thema weiterhin so bleiern wirkt, eine zugegebenermaßen schlichte Erklärung: Ich glaube, es fehlen die Emotionen. Es fehlt die Leidenschaft. Die meisten Veranstaltungen – ob politische Bildung oder evangelische Akademie – sind so blutleer, so kopflastig, dass der Funke nicht zündet. Ein Appell, der nur den Verstand anregen will, der immer wieder fordert: Denk nach! Du fühlst es zwar nicht, aber wenn du es recht bedenkst, dann müsstest du wie besessen sein von der Sache – ein solcher Appell funktioniert nicht. Es muss einen schon berühren.

Nun weiß ich von Lesungen, dass es für viele Westdeutsche durchaus berührende Momente gab: Der Mauerfall selbst hat kaum einen kalt gelassen. Viele – nicht nur in Berlin – haben sich damals aufgemacht und sind zur Grenze gefahren. Aber ich habe immer wieder erlebt, dass mir Zuhörer hinterher ganz erstaunt diese Erinnerungen erzählten, die sie offensichtlich längst vergessen hatten und die ihnen jetzt erst, mit der Lesung, wieder in den Sinn kamen. Es ist, als ob man als Westdeutscher die wenigen echten Gefühle, die man zum Mauerfall verspürt hatte, schnell wieder weggesperrt hat: Vielleicht aus einer gewissen emotionalen Vorsicht, ja Ängstlichkeit heraus – weil man sich damals so unsicher war, was es wohl heiße, auf absehbare Zeit wieder ein Land zu werden. Vielleicht weil die damals aufkommenden Gefühle nicht nur schön waren, sondern durchmischt. Freude, durchwirkt mit Abwehr, auch einer gewissen hochnäsigen Verachtung, die man an sich selber nicht kannte und nicht mochte. Man gab sich doch sonst im Ausland auch alle Mühe, kein hochnäsiger Deutscher zu sein, sondern voller Verständnis selbst für fremdeste Phänomene. Und war die DDR uns nicht eine Art Ausland geworden? Jedenfalls nistete dieses Gefühl neben einer älteren Emotion, die in der Nacht des Mauerfalls viele im Westen überwältigte und zu Freudentränen rührte. Die haben wir dann abgewischt. Jetzt bloß nicht unsachlich werden!

Diese seltsame Gefühlsmischung von damals war wohl alles in allem etwas, wofür man sich irgendwie genierte. Man war sich

selbst nicht geheuer. Man schloss dieses Kämmerlein rasch wieder zu. Und so bleibt das deutsch-deutsche Interesse auf westdeutscher Seite so gefühlsarm, wie es sich jedes Jahr zum Jubiläum darstellt – im Westen weitgehend beherrscht von den staatstragenden Erinnerungen großer Politiker (die meist voraussehbare Dinge sagen) und im Osten von den sehr individuellen Erinnerungen der Bürgerrechtler, die teilweise noch ziemlich in ihrer DDR-Bürgerrechtswelt verfangen sind und denen man manchmal wünschen würde, das, was die Westdeutschen allzu schnell wieder losließen, ihrerseits etwas mehr loslassen zu können. Kurz gesagt: Ost wie West – es ist alles nicht besonders aufregend.

Was ist bei mir als Westdeutsche anders gelaufen? Mein Freundeskreis ist halb West, halb Ost, das hat sich automatisch so ergeben; ich habe lange in Jena studiert, habe in Leipzig, Magdeburg und in Prenzlauer Berg gelebt, obwohl ich eigentlich Rheinländerin bin, groß geworden im Raumschiff Bonn der 70er und 80er Jahre, ein Ort, wo die DDR – das kann ich mit aller Sicherheit sagen – wirklich überhaupt keine Rolle spielte. Meine Großeltern, die nahe Hannover lebten, konnten zumindest noch das DDR-Fernsehen empfangen. Davon war in Bonn nichts zu sehen. Die Hälfte der westdeutschen Jugendlichen antworteten in den 80ern auf die Frage, ob die DDR In- oder Ausland sei, konsequent: „Ausland“. Aber der Witz war: Die DDR war natürlich kein Ausland. Jetzt zitiere ich mich selber: „Ausland, das kannten wir. Da waren wir ständig. Die DDR konnte kein Ausland sein, sonst hätten wir sie ja unterwegs mal getroffen. Inland war sie erst recht nicht. Sie lag so fern, dass sie von unserer Weltkarte verschwunden war. Kein Ausland. Kein Inland. Tauchte sie trotzdem auf, dann nur im Komparativ: ‚Irgendwie liegt das Land weiter weg als Trinidad, Kenia und Singapur zusammen.‘“ So etwas sagte man als Jugendlicher damals, so habe ich auch geredet.

Als die DDR 1983 in mein Leben – man kann schon sagen krachte, da war das ein Schock, der mich geprägt hat. Es war ein ungeheuer starker, gefühlter Moment. Ich war damals 14 Jahre alt und hatte zur Konfirmation von meinen Eltern eine Reise nach West-Berlin geschenkt bekommen. Eine große Sache damals, ich hatte in Bonn schon legendäre Dinge über Kreuzberg

gehört, über das KaDeWe, den Ku'damm, die Diskothek Dschungel. Der Ideal-Hit „Berlin“ war die Hymne der westdeutschen Kinder- und Jugendzimmer. Sieben Tage Berlin also – sechs Tage Westen und ein Tag Ost-Berlin. Der übliche Besuch hinter der Mauer mit Tagesvisum. Und die ganze Verrücktheit der deutsch-deutschen Teilung zeigte sich eben daran, wie total unvorbereitet ich auf Ost-Berlin traf. Um es noch einmal zu sagen: Ich war eine normal interessierte Gymnasiastin, ich war gegen Atomkraft, war auf den großen Friedensdemos in Bonn mitmarschiert, war historisch interessiert, Kinder- und Jugendbücher zur NS-Zeit und zum Holocaust hatte ich verschlungen: „Als Hitler das Rosa Kaninchen stahl“, „Damals war es Friedrich“, „Die Zeit der jungen Soldaten“. Aber die DDR und Ost-Berlin existierten in meiner westdeutschen Jugendwelt nicht. Der Osten war einfach ausgeblendet – wir hatten keine Verwandtschaft dort, meine Eltern keine Freunde drüben, meine Vater – als Bonner „Spiegel“-Reporter – durfte noch nicht einmal dorthin reisen. Das Ost-Berliner „Spiegel“-Büro war 1978 geschlossen worden, und erst ab Mitte der 80er Jahre erhielt der „Spiegel“ wieder direkteren Zugang nach drüben.

Damals also betrat ich zum ersten Mal in meinem Leben Ost-Berliner Boden und – ich beschreibe das ausführlich in meinem Buch „Aufgewacht. Mauer weg.“ – meine Reaktion war ein Gefühlschaos. Ost-Berlin an diesem kalten, windigen Herbsttag brachte mich völlig aus der Fassung, durch seine Mischung aus Fremdheit (die massive sozialistische Architektur am Alexanderplatz und in der Karl-Marx-Allee oder die Schikanen der Kellner im Kellerrestaurant des Roten Rathauses) und Vertrautheit (zuerst die Sprache, dann die vertrauten Gesichter der Gleichaltrigen, die sind ja für 14-Jährige entscheidend, die allerdings FDJ-Uniformen trugen, und zu guter letzt das Plakat eines Romy-Schneider-Films am Kino International). Diese Kollision von ganz Fremd und völlig Vertraut machte mich tatsächlich ein bisschen verrückt. Ich neige nicht zur Hysterie, aber an diesem ersten Tag in Ost-Berlin zwang ich meine Mutter zur vorzeitigen Ausreise am Mittag, obwohl wir Theaterkarten für den Abend hatten. Bloß schnell zurück nach West-Berlin, sofort.

Ich bin heute noch dankbar für diesen schockartigen Moment, mit dem der andere Teil Deutschlands in mein Leben trat. Es war eine große Emotion, die mich nie losgelassen hat. Im Nachhinein glaube ich, dass ich – trotz aller Fremdheit – entdeckt hatte, dass Deutschland noch existierte. Denn alle meine regelmäßigen Reisen ab da nach Dresden, Leipzig und Ost-Berlin waren von großer Nähe, von großer Vertrautheit geprägt. Auch wenn ich das damals immer bestritten hätte, weil der Zeitgeist die Zwei-staatlichkeit nicht in Frage stellte: Kulturell waren wir immer noch eins. Die Art, wie wir beim Abendessen in Dresden mit der Familie meiner Brieffreundin beisammen saßen, Aufschnitt auf dem Servierteller, Graubrot im Brotkorb, die Butterdose, die aufgeschnittene Gurke, Salz und Pfeffer in kleinen Streuern, die war mir vollkommen vertraut. Auch die Einrichtung – die Bücherwand, die Plattensammlung, die Obstschale auf dem Couch-tisch: Ich kannte diese Welt, Sozialismus hin oder her.

Ich hatte damals schon bei einigen Gastfamilien am Tisch gesessen – im engen englischen Reihenhaus einer Familie in Great Yarmouth, bei der wunderbar gastfreundlichen französischen Familie in der Nähe von Nizza, ein ganzes Austauschjahr lang in Puerto Rico bei einer Familie, die tatsächlich gerade mehrere Millionen Dollar im Lotto gewonnen hatte. All diese Familien waren spannend gewesen, und alle waren vollkommen anders als daheim.

Das ging mir in Dresden nie so. Auch nicht in Leipzig oder Rostock oder Ost-Berlin. Trotz aller Eigenartigkeiten, die die DDR im Laufe ihrer Existenz hervorgebracht hatte, beispielsweise sehr komplizierte Toaster, an denen man sich regelmäßig die Finger verbrannte, trotz der anderen Architektur, den überirdisch liegenden Leitungen, den sonderbaren Paraden und dem Soli-Beitrag, auf den ich regelmäßig beim Kauf von Büchern an irgendwelchen FDJ-Ständen hereinfiel, trotz alldem bewegte ich mich traumwandlerisch sicher durch das Land. Ich fühlte mich – trotz aller Befremdlichkeiten im Einzelnen – dort nicht wirklich fremd.

Viele Gleichaltrige, die auf Klassenfahrten in die DDR oder nach Ost-Berlin fuhren, kultivierten dagegen regelrecht das Gefühl des Befremdens. Vermutlich hatte ich andere Voraussetzungen, weil ich in den ersten Kindheitsjahren in Amerika aufgewachsen

war. Deutschland kannte ich anfangs nur als kindlicher Gast. Das schärfte wohl den Blick für das eigene Land, seinen Charakter, seine Eigenarten. Und ich lernte als Kind noch das Deutschland meiner Großeltern kennen – mein Großvater war 1899 geboren. Es ist die untergegangene deutsche Welt des Herrenzimmers, der Hausfrau in Kittelschürze und des Rohrstocks, der immer hoch oben auf der Küchenanrichte meiner Großeltern lag – zehn, zwanzig Zentimeter lugten hervor, eine permanente kalte Drohung für das Kind: Wenn du nicht gehorchst, dann ...

Fairerweise muss man sagen, meine Großeltern haben den Einsatz nie richtig bei mir versucht. Nur einmal haben sie in ihrer Verzweiflung den Rohrstock heruntergeholt, aber ich war schon viel zu sehr Kind der 70er Jahre: Allein mein strafender Blick ließ sie den Stock wieder wortlos zurücklegen. Mein Vater allerdings kriegte ihn ab und zu als Kind noch zu spüren, auch wenn mein warmherziger Großvater nur sehr widerwillig zuschlug. Ich erzähle dies alles nur, um zu erklären, warum ich vielleicht eher als andere Gleichaltrige einen Sinn für die deutsch-deutsche Nähe hatte, anstatt immer nur die Unterschiede zu sehen. Es ist ja auffällig, dass meist ältere Leute sich beim Besuch in der DDR oder später in den neuen Bundesländern in ihre Kindheit zurückversetzt fühlten. Ich hatte offensichtlich einen Sinn für ein vergangenes Deutschland entwickelt, dessen Prägung vor der Bundesrepublik und der DDR lag. Deshalb sah ich mehr als nur die andersartige, skurrile politisch-ästhetische Oberfläche.

Wäre ich über den Weg der politischen Bildung zum ersten Mal der DDR begegnet, auf einer klassischen Klassenreise – unser Zusammentreffen wäre sicher ganz anders ausgefallen. Ich hätte hauptsächlich auf die Differenzen geachtet, der Systemvergleich Ost-West, das wäre mein Hauptthema gewesen. Liest man heute die alten Broschüren der Politischen Bildung, dann erkennt man, wie das Thema Einheit regelrecht heruntergekühlt worden ist. Nichts mehr ist zu spüren von den Leidenschaften der 50er und 60er Jahre, die es vor und nach der Teilung 1961 gab. Filme wie „Der Tunnel“ versuchen jetzt, diese Zeit wieder heraufzubeschwören, als es die Deutschen noch schmerzte, voneinander getrennt zu sein. Als das alles noch wirklich wehtat. In den 80er Jahren packte man – wenn überhaupt – leise seine West-Pakete,

brachte sie ohne viel Aufhebens zur Post und versorgte die ferne Verwandtschaft mit dem, was gebraucht wurde. Wer noch das Wort „Wiedervereinigung“ in den Mund zu nehmen wagte, galt als haltlos reaktionär – Martin Walser beispielsweise hat das in den späten 80ern erlebt. Er wollte sich – in seiner trotzigigen Art – nicht mit der deutsch-deutschen Teilung abfinden und stand mit seiner Haltung ziemlich alleine da. Sogar von der CDU kamen zuletzt lediglich Lippenbekenntnisse, wenn es um die Wiedervereinigung ging. Unter Helmut Kohl begann man die Bundeshauptstadt Bonn massiv auszubauen und dauerhaft zu etablieren. Das Provisorium sollte in seiner Kanzlerschaft endlich ein Ende haben – indem es zur Normalität erklärt wurde.

Die großen Gefühle waren 1968 in West-Deutschland ins Utopische gewandert: in Karl-Marx-Exegesen, stundenlange Sit-Ins, Systemvergleiche, Strukturdebatten, wilde Wortgefechte in der Mensa. Da war Leidenschaft, auch wenn man als Nachgeborener die Erotik eines Habermas-Textes nur noch schwer nachvollziehen kann. Die DDR, das war für westdeutsche Studenten nur noch ein politischer Schnelltest: Bist du DKP oder KPD/AO? Mit Nation, mit Deutschland, mit Erfahrung familiärer oder sonstwelcher Art hatte diese Frage nichts mehr am Hut. Wenn man bei diesem grauen Thema überhaupt noch emotional wurde, dann war man – bis spät in die 80er Jahre hinein – leidenschaftlich anti-national.

Und dann fiel die Mauer. Die Stille, wenn man in den November- und Dezembertagen 1989 an der Berliner Mauer entlang streifte, nur unterbrochen vom hellen Hämmern der Mauerspechte, werde ich nicht vergessen. Man ging an der inzwischen durchlöcherten Mauer entlang, staunte ungläubig, grinste ab und zu einem Entgegenkommenden zu – es war so unwirklich. Man schwieg viel – was gab es schon zu sagen? Niemand hatte es kommen sehen. Und wir hatten kaum Gefühle für das, was nun kommen sollte: für die Einheit. Für Deutschland. Mein Gott, 1989 hätte ich nicht einmal gewagt, so etwas auszusprechen: „Gefühle für Deutschland.“ Man musste in den nächsten Jahren überhaupt erstmal üben, „Deutschland“ zu sagen und nicht mehr Bundesrepublik. Es soll Leute geben, die immer noch üben, oder eben nicht.

Ich bleibe dabei: Für mich wird der Mauerfall immer eines der größten Ereignisse meines Lebens sein. Ja, er hat mich geprägt. Ich weiß jetzt: Die Dinge können sich schlagartig ändern. Es waren die Menschen, die Ostdeutschen, die diese radikale Veränderung herbeigeführt haben – die Politik, die Medien, die Experten, sie hinkten nur hinterher. Mauerfall und Wiedervereinigung haben meinen Glauben an Diskursautoritäten zutiefst erschüttert, auch mein Vertrauen in den Zeitgeist, das Vertrauen in die Unabänderlichkeit der Dinge. Alles kann morgen anders sein. Das war und ist eine unglaubliche Erfahrung.

In meinem Buch „Aufgewacht. Mauer weg“ von 2002 habe ich selbst appelliert. Ich habe damals, an meine Altersgenossen gerichtet, geschrieben: „1989 könnte unser Label sein, unsere Marke, die uns als Generation unverwechselbar macht. Die Linse, durch die wir die Welt betrachten und bewerten.“ Über 270 Seiten lang habe ich versucht aufzuzeigen, wie nahe sich Jugendliche in Ost und West in den 80er Jahren eigentlich waren, wie entscheidend die jungen DDR-Bürger für das Ende ihres Staates waren: Die Hälfte der Flüchtlinge im Sommer 1989 waren unter 25 Jahre alt, 70 Prozent hatten das 30. Lebensjahr noch nicht erreicht. Es waren die Jungen, die abhauten. Weil sie leben wollten wie wir Jungen im Westen – viele Ostjugendliche hatten den Westen sehr genau im Blick. Ein Freund von mir verkaufte zu Schulzeiten gewinnbringend die „Bravo“ auf dem Schulhof seiner POS in Thüringen – indem er sie zerschnitt und seitenweise anbot. Ich bin für das Buch damals tief ins Archiv gestiegen, habe viele Protokolle gelesen und vergessene Bürgerrechtler-Bibliotheken aufgesucht.

Was würde ich heute anders machen, schriebe ich das Buch noch einmal? Weniger Appell. Weniger Archiv. Weniger gut Gemeintes. Ich würde viel mehr beschreiben, viel mehr laufen lassen, emotionaler sein. Denn nur zu appellieren, den Zeigefinger hochzuhalten und zu sagen: „Gib dir gefälligst ein bisschen mehr Mühe, das Ganze interessant zu finden“, bringt nichts. Es ist verlorene Liebesmüh.

Mein Vorschlag: Hören wir doch einfach auf, uns so anzustrengen. Der 9. November 1989 war ein wunderbar glücklicher Tag, einer, wie ihn die Menschheit selten sieht – vertrauen Sie

dieser einfachen Erfahrung und Empfindung. Sie ist wahr. Sie ist echt. Die Ausstellung „Wendezeiten“ will künstlerisch reflektieren – und Kunst lebt von Emotionen. Ich würde also sagen, wir genießen sie einfach, ohne wiederum pflichtschuldig darüber nachzudenken, dass wir uns eigentlich noch öfters damit beschäftigen müssten. Sie sind heute hier, sie zeigen Interesse – und das ist wunderbar. Ich wünsche Ihnen viel Spaß beim Rundgang.

NATASCHA KASSNER

Wendezeiten. Künstlerische Interpretationen zu Mauerfall und deutscher Einheit in der Kinder- und Jugendliteratur - Einführung zu den Arbeiten anlässlich der Ausstellungseröffnung am 8. November 2009

Die Ausstellung Wendezeiten der Oldenburger Forschungsstelle Kinder- und Jugendliteratur ist hervorgegangen aus der interdisziplinären Zusammenarbeit der Fächer Germanistik und „Kunst und Medien“ der Carl von Ossietzky Universität Oldenburg. Während in den literaturwissenschaftlichen Seminaren unter Leitung der Dozentinnen Prof. Dr. Ute Dettmar und Dr. Mareile Oetken die Texte auf thematische und formale Kriterien untersucht wurden sowie filmische Portraits mit Illustratoren aus der ehemaligen DDR erarbeitet wurden, entwickelten Studentinnen des Faches „Kunst und Medien“ unter meiner Leitung Installationen/ Bilder/Objekte und einen Film. Thomas Robbers entwarf mit seinen Studenten Plakate, wobei der Entwurf von Moritz Taske realisiert wurde.

Einige künstlerische Arbeiten nehmen konkreten Bezug zur Literatur auf, ohne jedoch zu illustrieren, andere wiederum nähern sich von allgemeinen im Bildgedächtnis abgespeicherten Momenten, wobei es galt, sich hinter übliche Klischeevorstellungen zu wagen und eigene Umsetzungen zu entwickeln. Wir arbeiteten mit unterschiedlichen Medien, um mit ihren spezifischen sinnlichen und formalen Eigenschaften eine Bandbreite an Eindrücken zu vermitteln, und bezogen räumliche Aspekte des Ausstellungsortes selbst, wie z. B. die Küche im Eingangsbereich, mit in das Gestaltungskonzept ein. Die Ideen wurden überwiegend gemeinsam entwickelt und dann jeweils von kleineren Teams ausgearbeitet und realisiert.

Im Folgenden möchte ich auf ausgewählte Werke eingehen.

Die Installation im Entree, das gleichzeitig die Küche darstellt, ist das Werk von Anne Gerdes, Natalie Orlowski, Lina Zipser. Sie setzt sich aus vier verschiedenen Teilen zusammen, den „Ungleichen Hälften“, „Kakerlaken“, einer Wortinstallation mit Begriffen von Lebensmitteln und einer Toastbrotskulptur.

Die „*ungleichen Hälften*“, ein Tisch sowie zwei Stühle stehen mittig im Raum. Sie sind jeweils aus unterschiedlichen Hälften zusammenmontiert, was, wie die Studentinnen, die diese Arbeit realisiert haben, versicherten, ein „hartes Stück Arbeit war“. Im Auseinandersetzen und erneutem Zusammensetzen der Hälften wurde hier quasi der Prozess der deutschen Teilung und Wiedervereinigung nachvollzogen. Die Fragilität, in der dieser Prozess die Objekte hinterlassen hat, ist augenscheinlich.



Abb. 1: Gesamtansicht Küche

In der benachbarten Küchenzeile tummeln sich unter der Ablage riesige „Kakerlaken“ aus Pappmaschee, womit sich die Studentinnen unmittelbar auf eine Textpassage aus Claudia Ruschs Buch „Freie deutsche Jugend“ beziehen. Sie erzählt, wie die Autorin einen Freund besucht, der in einem Studentenwohnheim wohnt. Es sei ganz gut hier, meinte er, bis auf die vielen Kakerlaken. Kakerlaken? fragt hier Rusch entsetzt. Viele? Ja, sehr viele,

erwidert hierauf der Student. Wo die denn alle seien? Ja wo wohl, hinter der Küchenspüle, lautet die erstaunte Antwort. Erst hier merkt die Autorin, dass sie die ganzen Jahre über das Wort Kakerlaken nur in seiner halben Bedeutung kennen gelernt hatte. Kakerlake war im Hause des Regimekritikers Havekost, bei dem die Autorin Claudia Rusch aufwuchs, das Synonym für Stasispitzel.

Neben der Küchenleiste hängen geröstete Toastbrote vor der Wand:

„Es war ein trockenes, bröseliges Kastenweißbrot, das nach dem Toasten an der Oberseite explodiert zu sein schien“, steht hier jeweils in die Toastbrote gestanz. *„Wir manövrierten die Scheiben vorsichtig in einen Gitterkorb, den wir ebenso behutsam in den ungarischen Toaster einführten. Machte man einen Fehler, fiel die Toastscheibe aus dem Korb in das Gerät, oder man verbrannte sich die Hände.“* (Zitat Jakob Hein, „Mein erstes T-Shirt“)

Hummer, Lakritzschnecken, Jagdwurst, Soljanka steht in großen Lettern direkt auf der Wand über der Küchenleiste. Es handelt sich um typische DDR-Speisen oder solche, die, weil sie nicht erhältlich waren, den Hauch des Exotischen hatten, wie Hummer oder Lakritzschnecken.

Die Leidenschaft der Autorin Claudia Rusch für Lakritzschnecken inspirierte auch Maike Schröer zu ihrem Prag-Stadtplan aus Lakritze. Denn nach Prag fuhr Rusch so gerne, weil sie die Stadt liebte, aber auch, weil es dort im Gegensatz zur DDR Lakritze gab. *„Ich hätte mich einwickeln können in diese Lakritze. Eine nach der anderen entrollte ich die Schnecken und zutschte sie dann auf wie Spaghetti.“* (Claudia Rusch, „Meine freie deutsche Jugend“)



Abb. 2: Stadtplan Prag aus Lakritze

Im angrenzenden Raum findet sich eine Skulptur – halb Kunstobjekt, halb Sofa – in der Form Berlins mit einer weißen und einer roten Hälfte. Ein Werk von Anna Unger und Gesine Gepert. „Weiße Flecken“ bezeichnen auf Landkarten noch nicht erforshtes Gebiet oder solches, von dem man sich aus politischen Gründen abgrenzen möchte. Dass weiße Flecken auf Landkarten auch einen anderen Grund haben können, erzählt ein Comic von Flix, der neben der Skulptur hängt. Hier wird beschrieben, wie

zwei Kinder, beide über eine Landkarte gebeugt, den Vater fragen, was denn der weiße Fleck auf dieser Karte sei. Das sei Westberlin, antwortet dieser. In den Köpfen der Kinder verdichtet sich das zu der Vorstellung, dass hier also immer Schnee liegen müsse, warum sonst sollte die Hälfte der Stadt weiß sein.



Abb. 3: Berlinkissen

Der große Ausstellungsraum wird seiner Länge nach durchquert von einem grünen Band aus Kunstrasen. Dieses Band repräsentiert den ehemaligen Grenzstreifen, auf dem sich in den Jahren der Teilung die Natur abgeschieden vom Rest der Zivilisation entwickeln konnte. Um diese Situation in Teilen zu erhalten, wurde auf europäischer Ebene von Regierungen und Umweltverbänden das Projekt des „grünen Bandes“ ins Leben gerufen. Einige Bereiche des ehemaligen Grenzstreifens wurden als Naturschutzgebiete ausgewiesen.



Abb. 4: Grünes Band

Die Studentinnen – Maike Schröder, Gesine Geppert und Stella Christ – hatten, nachdem die Stücke geschnitten waren und sie nach Wochen wieder in der richtigen Reihenfolge verlegt wer-

den sollten, erhebliche Schwierigkeiten, das Ganze wieder richtig zusammenzulegen und so im Raum zu arrangieren, wie es ursprünglich einmal lag. So wurde, wenn vielleicht auch ungeplant, das nachvollzogen, was sich auch im realen Umgang mit dem ehemaligen Grenzverlauf zeigt: „Wo war denn die Mauer nun genau?“, fragen sich selbst Berliner, die die Situation der geteilten Stadt kannten.

Oben im Raum, über dem Grünen Band, schwebt auf halbtransparenten Stoff gedruckt das Liniennetz der Interflug von 1984. Es erinnert an die nach der Wende abgewickelte Fluggesellschaft, bei der die Mutter des Autors Christoph Hein jahrelang gearbeitet hatte. Das Foto eines Interflug-Kulturbeutels gehört ebenfalls zur Installation. „... nachdem ich im Schaufenster die Interflug-Tasche entdeckt hatte, die früher bei jedem Urlaubsabenteurer im Haltenetz des Vordersitzes steckte und in der sich Erfrischungstücher und ein kleines Nagelset befanden, überkam mich so etwas wie Heimweh.“ (Christoph Hein, „Mein erstes T Shirt“)



Abb. 5: Liniennetz Interflug Leipzig

Im vorderen Drittel des Raumes finden sich organisch anmutende Skulpturen aus Erbsen. Wir haben uns gefragt, welches Volumen wohl – in Erbsen gerechnet – die anwachsenden Mengen der Teilnehmer an den Leipziger Montagsdemonstrationen

ausmachen. Während die Demonstration vom 25.9.1989 mit 1000 Teilnehmern ein kleiner runder Klops ist, wirkt die Demonstration vom 23.10.89 mit 300.000 Teilnehmern um ein Vielfaches größer und wie ein bereits durch viele Zellteilungen angewachsener Organismus.

Auf einer Serie großformatiger Fotos von Gesine Geppert und Anna Unger, wird das Emblem der DDR Flagge – Hammer und Zirkel – mit Hilfe verschiedener Alltagsgegenstände und Lebensmittel nachgestellt; so bilden Bananen, Frühlingsschneepflaumen oder Quirl im Verbund das staatstragende Wappen.



Abb. 6: Hammer und Zirkel (1)



Abb. 7: Hammer und Zirkel (2)

Für das „Hymnenduet“ – eine eigene Arbeit – habe ich die deutsche Nationalhymne und die dritte Strophe der DDR-Hymne in einzelne Silben zerlegt und anschließend anders zusammengesetzt, wobei dadaistische Textfragmente als Fotoarbeiten entstanden sind. Auf einer Metallwand daneben lassen sich die mit Magnetfolie unterlegten Silben von den Besuchern selbst zu neuen Hymnenmontagen arrangieren.

Während des Wiedervereinigungsprozesses wurde die dritte Strophe des „Liedes der Deutschen“, die Nationalhymne der BRD, zur Nationalhymne Gesamtdeutschlands. Doch warum eigentlich? *„Einigkeit und Recht und Freiheit. Das war eigentlich nicht meins. Die Hymne der Deutschen Demokratischen Republik mochte ich lieber. Sie hatte einen Text, so wundervoll und verheißend ...“*, schreibt Robert Ide in „Geteilte Träume“.

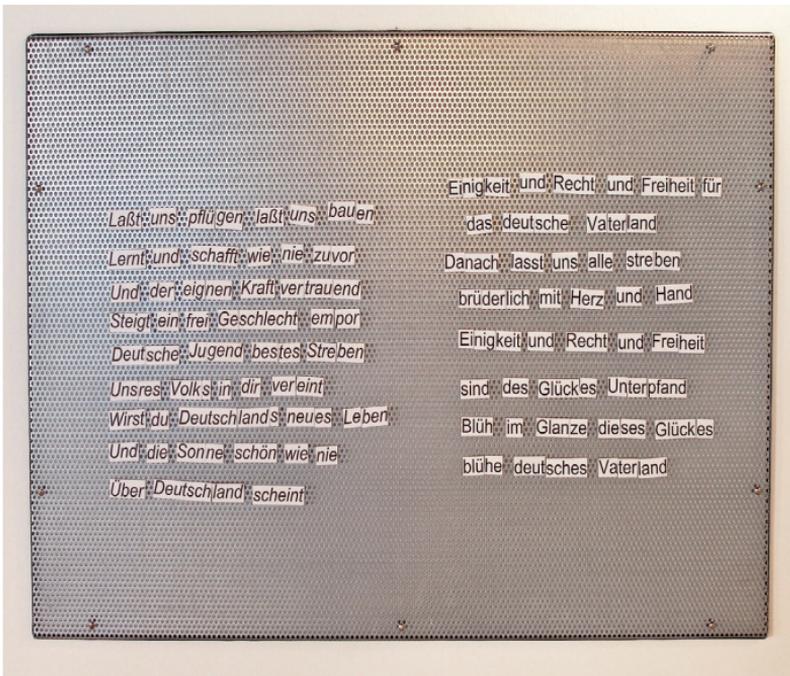


Abb. 8: Hymnenduet

Die Arbeit „Decknamen“ – Fotos von Bäumen und zugehörige Bilduntertitel aus einem botanischen Lexikon für Bäume aus der DDR – bezieht sich auf die Praxis der Stasi, sich für Observierte wie auch für inoffizielle Mitarbeiter Decknamen auszudenken.

„Mein Großvater hieß „Tanne“. Die zuständige Dienststelle hat sich vielleicht dafür entschieden, weil er so groß und stattlich wie eine Tanne war. Oder so dunkel. Aber wohl eher, weil er in einer Straße namens Tannenwall wohnte. Auch die Menschen um ihn herum wurden nach Bäumen benannt, Freund und Feind. „Tanne“, „Eiche“, „Birke“, „Fichte“, „Lärche“. Es ist alles, was meiner Mutter von ihrem toten Vater geblieben ist: ein konspirativer Mischwald.“ (Claudia Rusch, „Meine freie deutsche Jugend“)

„Als nach dem Mauerfall zuerst die Bilder von Erich Honecker und Wladimir Iljitsch Lenin aus den Klassenzimmern verschwanden, gab es lange kein anderes Gesprächsthema. Tagein, tagaus hatten wir die Männer angeguckt wie das Testbild im Fernsehen, doch erst als sie nicht mehr da waren, fielen sie uns plötzlich auf“ schreibt Jana Hensel in „Zonenkinder“.

Was passiert, wenn diese Bilder verschwinden? Wie weit reicht das eigene Bildgedächtnis, um sie zu rekonstruieren? Gesine Geppert, Anna Unger und ich, haben jeweils drei großformatige Zeichnungen des jeweils gleichen Portraits auf Transparentpapier übereinandergelegt. Die erste rote Zeichnung wurde unmittelbar mit Hilfe eines Overheadprojektors auf das Papier gebracht. Die anderen beiden Zeichnungen sind freihändig gezeichnet. Wenn die drei Schichten aufeinanderliegen ergeben sich Verschiebungen und Unschärfen, so wie sich in der eigenen Erinnerung Veränderungen gegenüber dem Ausgangsbild ergeben.

In dem linken hinteren Raum hat Christina Koormann eine Szene aus dem Film „Sonnenallee“ von Leander Haussmann nachgestellt. Zwei zu Besuch gekommene Jungpioniere setzen sich unmittelbar nach ihrer Ankunft in ihrer Gastfamilie vor den Fernseher, da hier in Berlin im Gegensatz zu ihrer Heimatstadt Westfernsehen empfangen werden kann. Zu sehen sind die drei überlebensgroß als Fototapete. Selbst bei der Betrachtung des nach Sendeschluss erscheinenden Testbildes – hier als von hin-

ten beleuchtetes Großdia in einen ausgeschlachteten Fernseher montiert – bleibt ihre Faszination bestehen, wohingegen der Herr des Hauses schon eingeschlafen ist.

„Damals dachte man auch, dass Fernsehen dumm macht. (...) Was aber ganz klar war: Ostfernsehen und Nichtfernsehen machten einsam“, schreibt Hein in „Mein erstes T-Shirt“.

Im rechten hinteren Raum sieht man einen Film von Laura Stilke und Lara Brünjes, in dem sie dem Ursprung des Wortes Wende nachgehen. Zu O-Tönen aus der Fernsehberichterstattung zur Wende sieht man Szenen, in denen es um das Sich-Wenden oder Umdrehen auf verschiedenste Art geht: Eine Frau dreht sich im Kleid vor dem Spiegel, ein Omelett wird schwungvoll in der Pfanne gewendet, ein Schwimmer im Wettkampf bei seiner entscheidenden letzten Wende am Beckenrand usw. Ebenfalls im Raum zeigen Tafeln schematische Darstellungen von Wenden aus verschiedenen Bereichen des Sports: beim Segeln, beim Schwimmen, am Reck.

Für sich steht der Raum mit den Interviews von Illustratoren aus der ehemaligen DDR, der von Studentinnen des Seminars von Mareile Oetken und ganz besonders von Gesine Geppert und Anna Unger gestaltet wurde. Verschiedene Illustratoren aus der ehemaligen DDR wurden in Interviews von Studentinnen nach ihren persönlichen Wendeerfahrungen gefragt. Neben fotografischen Portraits der Illustratoren, ihren Schreibtischen und Illustrationsbeispielen sind auch die Filme der Interviews hier zu sehen.

Die Teilnehmerinnen des Projektes:

Laura Brünjes, Gesine Geppert, Anne Gerdes, Christina Koormann, Natalie Orlowski, Lara Stilke, Anna Unger, Maike Schröer, Lina Zipser

Studentische Hilfskraft: Stella Christ. Ihr sind wir zu ganz besonderem Dank verpflichtet, denn sie hat in mühsamer Arbeit die Erbsenobjekte gebaut – Erbse für Erbse.

DIE AUTORINNEN

UTE DETTMAR

Studium der Germanistik und Hispanistik an der Johann Wolfgang Goethe-Universität Frankfurt am Main und der Universität Málaga. 1997-1999 Mitarbeit in einem Forschungsprojekt; daneben freie Lektoratsarbeiten. 2000 Promotion mit einer Studie über das Kinderschauspiel im 18. und 19. Jahrhundert.

2001-2007 wissenschaftliche Mitarbeiterin am Institut für Jugendbuchforschung der Johann Wolfgang Goethe-Universität Frankfurt am Main.

2007 Juniorprofessorin für Kinder- und Jugendliteratur am Institut für Germanistik der Carl von Ossietzky Universität Oldenburg; 2008 Direktorin der Forschungsstelle Kinder- und Jugendliteratur (OlFoKi).

NATASCHA KASSNER

geboren 1965 in Hamburg; Studium der Visuellen Kommunikation in Augsburg, Preston (England) und Berlin; 1992 Diplom und 1994 Meisterschülerin an der Hochschule der Künste Berlin; Lehraufträge und Lehrtätigkeit an der Berufsfachschule Lette-Verein und der Hochschule der Künste Berlin.

Seit 2005 Lehrkraft für besondere Aufgaben (Malerei und Zeichnung) an der Carl von Ossietzky Universität Oldenburg.

Verschiedene Stipendien und Preise u. a. von DAAD, Studienstiftung des deutschen Volkes, Senatsverwaltung für kulturelle Angelegenheiten Berlin, Karl Hofer Gesellschaft, Stiftung Kulturfonds, Künstlerdorf Schöppingen (NRW).

SUSANNE LEINEMANN

geboren 1968 in Hamburg, wuchs in Washington D.C. und Bonn auf und studierte in Jena Geschichte; anschließend Studium an der Deutschen Journalistenschule in München.

Redakteurin bei verschiedenen Zeitungen und Zeitschriften; aktuell Kolumnistin für die Berliner Morgenpost.

Viel beachtete Buchveröffentlichung „Aufgewacht. Mauer weg“ (2002) sowie Romandebüt „Warteschleife“ (2007) und aktueller Roman „Der Liebespakt“ (2010).

Oldenburger Universitätsreden

Vorträge · Ansprachen · Aufsätze

Über die Lieferbarkeit der Ausgaben Nr. 1 bis Nr. 180 gibt der BIS-Verlag der Universität Oldenburg Auskunft.

- Nr. 181** Saner, Hans: Von der Weite des Denkens und der Verlässlichkeit des Handelns. Karl Jaspers in seiner Zeit. – 2008. – 43 S.
ISBN 978-3-8142-1181-7 € 4,10
- Nr. 182** Daxner, Michael: Die Wohlgesinnten, ein Roman von Jonathan Littell. – 2008. – 33 S.
ISBN 978-3-8142-1182-4 € 4,10
- Nr. 183** Budde, Gunilla: „Ein Weltverbesserer ist doch immer gut.“ / Kraiker, Gerhard: Der Namensgebungsstreit vor dem Hintergrund der Zeitereignisse. – 2008. – 32 S.
ISBN 978-3-8142-1183-1 € 4,10
- Nr. 184** Mittelstraß, Jürgen: Neue Forschungsstrukturen und die Rolle von Advanced Study Institutes / Weiler, Reto: Perspektiven für das Hanse-Wissenschaftskolleg. – 2009. – 25 S.
ISBN 978-3-8142-1184-8 € 3,10
- Nr. 185** Schneidewind, Uwe: „Shifting Baselines“ – Zum schleichenden Wandel in stürmischen Zeiten. – 2009. – 35 S.
ISBN 978-3-8142-1185-5 € 4,10
- Nr. 186** Jörg Bleckmann – Ehrensponsor der Carl von Ossietzky Universität Oldenburg. Dokumentation des Festaktes am 5. November 2008. – 2009. – 34 S.
ISBN 978-3-8142-1186-2 € 4,10
- Nr. 187** Żyliński, Leszek: Die Eigenart der polnischen Rezeption von Günter Grass. – 2009. – 36 S.
ISBN 978-3-8142-1187-9 € 4,10
- Nr. 188** Benali, Abdelkader: Migration als Märchen. Eine Liebeserklärung an die Entwurzelung. – 2009. – 21 S.
ISBN 978-3-8142-1188-6 € 3,10
- Nr. 190** Busch, Friedrich W. / Scholz, Wolf-Dieter: Zwischen Freiheitswunsch und Bindungsbedürfnis. Wie denken Jugendliche über Familie, Ehe, Partnerschaft?. – 2009. – 74 S.
ISBN 978-3-8142-1190-9 € 5,10
- Nr. 191** Dettmar, Ute: Scherz, List, Rache. Formen und Funktionen des Komischen in der Kinderliteratur. – 2009. – 39 S.
ISBN 978-3-8142-1191-6 € 4,10
- Nr. 192** Verleihung der Ehrendoktorwürde an Prof Dr. Jürgen Helle. – 2009. – 30 S.
ISBN 978-3-8142-1192-3 € 3,10